

Ich möchte ein Schlaglicht auf Brunsens Elternhaus werfen, das mir typisch zu sein scheint für alle Elternhäuser, deren Töchter und Söhne im mächtigen Häuflein zusammengekommen waren. Natürlich ist das eine Behauptung, die ich nicht beweisen kann. Zumal ich nie auch nur einen einzigen Elternteil weder von Bruns noch von einem seiner Freunde zu Gesicht bekam. Drum verstehe ich jeden, der meine Unterstellung, wer Brunsens Elternhaus kennt, kennt alle andern, für Unsinn hält. Trotzdem ist, was ich jetzt vortrage, Ausdruck eines untrüglichen Gefühls, das mich gelassen jeder empirischen Untersuchung entgegensehen lässt, mit der auf diesem Gebiet noch zu rechnen sein wird.

Dass Bruns seine Eltern besuchen ging und gar nicht mal so selten – ich schätze alle zwei oder drei Wochen – erwähnte er gelegentlich. Dass sie ihn besuchen kamen, habe ich nie erlebt, und davon hat er auch nie gesprochen. Ein einziges Mal fiel mir eine Limousine mit Regensburger Kennzeichen auf, woraus ich schloss, dass Traudels Eltern da waren. Damals konnte man noch von der Größe und vom Zustand eines Autos auf den Halter schließen. Traudels Freunde hätten sich jedenfalls den gelben K 70 LS nicht leisten können.

Niemand aus dem mächtigen Häuflein legte Wert auf Elternbesuche. Diese humorlosen Väter mit ihren Sonntagshüten und überdrehten Mütter mit Max-Mara-Handtäschchen sollten gefälligst Zuhause bleiben. Sie sollten weder Bruns, noch Solo, Dieter oder Rainer

behelligen und Erwin schon gar nicht. Ihre Autorität war verpufft, ihre Vorhaltungen und Machtworte waren verhallt und die einstmals so mächtigen Körper nur mehr ein Schatten ihrer selbst. Die schockierendste Vorstellung war, dass man ihnen auf der Straße begegnen könnte und jemand aus dem Häuflein käme des Wegs. Vermutlich wäre Jutta von Rainers Eltern gefragt worden, ob sie seine Freundin sei, was sie mit schrillum Gequieke quittiert hätte, während der arme Rainer vor Scham im Erdboden versunken wäre.

Oder Dieters Eltern hätten von Erwin wissen wollen, was er so treibe? Beruflich. Ob auch er so viel Jazzmusik höre wie der Sohnmann? Das wäre hochnotpeinlich für den Dieter gewesen und nicht minder für den Erwin, der wieder mal mit tränennassen Äuglein um die Ecken strich, und nicht im mindestens wusste, was solchen wildfremden Menschen zu antworten war. Eine derartige Begegnung hätte den Rest des Tages überschattet und sogar das Verhältnis derer, die schuldlos hineingeraten waren. Man weiß doch, dass gerade Vorkommnisse, über die man am wenigsten zu sprechen wünscht, in lebendigster Erinnerung bleiben.

Bruns' Eltern lebten in Hochstadt, einem Flecken im Osten Frankfurts, wo ein besonders saurer Apfelwein herkommt. Zu den Streuobstwiesen im Norden präsentiert sich der an einem Hang gelegene Ortskern in mittelalterlicher Pracht, da hier die alte Wehrmauer lückenlos erhalten ist. Von dort kann man bequem zum Hartig aufsteigen, einem Waldstück, hinter dem sich die weiten Fluren der Wetterau ankündigen. Das habe ich nicht von Bruns erfahren! Wo sein Elternhaus



steht, musste ich ihm wie Würmer aus der Nase ziehen. Und den Liebreiz Hochstadts kenne ich auch nur von eigenen Ausflügen her, die mich auch ins benachbarte Wilhelmsbad führten und weiter noch bis nach Seligenstadt, wobei ich den Rückweg immer über Rumpenheim wählte, der niedlichen Fähre wegen, die mich wieder über den Main setzte.

Gern hätte ich gewusst, ob das eine oder andere ältere Paar, dem ich in Hochstadt begegnete, Bruns gezeugt und aufgezogen hatte. Und in welchem der eng stehenden Häuser der Schützen-, Rohrbach- oder Bogenstraße sie wohl wohnten? Notwendig war das aber nicht, da in nahezu allen Menschen passenden Alters überdeutlich zutage trat, was man über die Elternhäuser des mächtigen Häufleins wissen muss. Das stand in ihren Gesichtern geschrieben, war Ausdruck ihrer Körperhaltung, ihres Habitus, ihrer Kleidung und Gespräche (sofern ich Fetzen davon auffing).

Zusammengefasst waren es sogenannte „kleine Leute“, da alle im mächtigen Häuflein (bis auf Jutta) aus kleinen Verhältnissen stammten. Sie waren keine Akademiker, sondern – um dieses Adjektiv nochmals zu bemühen – Kleinbürger, die durch eine kaufmännische Lehre gegangen oder im mittleren Beamtendienst gelandet waren. Unter Hitler hatten sie ihre Jugendjahre verbracht, den Krieg mit leichten Blessuren überstanden und befanden sich, seit sie ihr eigenes Geschäft gegründet oder die Leitung einer Sparkassenfiliale übernommen hatten, in auskömmlichen Verhältnissen. Große Sprünge waren ihnen aber nicht vergönnt, da die Ehefrauen Zuhause geblieben waren, um eine Vierzimmerwohnung mit Balkon in Schuss

zu halten. Zudem hatten sie zwei Kinder aufgezogen und sorgfältig darauf geachtet, dass sie mit kurz geschnittenen Fingernägeln ins Gymnasium gingen.

Jawohl, ins Gymnasium! Die sollten es nämlich mal besser haben, obschon davon nicht beide Elternteile in gleicher Weise überzeugt waren. Oft konnte man auf die Kombination stoßen, dass die Väter der Meinung waren, es selbst schon weit genug gebracht zu haben, während die Mütter von ehrgeizigeren Zielen träumten. Sie hatten, wie es so schön heißt, „einen Stich ins Höhere“, weshalb ihre Ambitionen wunderbar zur Bildungsoffensive passten, die die Sozis in den sechziger Jahren gestartet hatten.

Wollten wir Teste glauben, hatte die SPD die Losung „Aufstieg durch Bildung“ nur deshalb ausgegeben, um mit akademisierten Arbeiterkindern den Umbau der Industriegesellschaft in eine Dienstleistungsgesellschaft voranzutreiben. Bruns, Solo, Dieter, vor allem Teste selber, der aus dem Riederwald stammte, aber auch Ruth und sogar die heilige Elisabeth gehörten ganz klar zu den Profiteuren einer Politik, mit deren Ergebnis ihre Eltern aber nicht zufrieden waren. Zum Teil jedenfalls. Glücklicherweise hatten sie alle zwei Kinder (infolge einer gegen die chinesische Einkindfamilie gerichteten christdemokratischen Kampagne), dass immerhin zu fünfzig Prozent wahr werden konnte, was Sozis, die sich in Jubelstimmung befinden, so zu beschreiben pflegen: Zu Millionen gelang den Kindern „kleiner Leute“ (!) in der Ära Willy Brandts der Ausbruch aus bildungsfernen Verhältnissen. Wer von unten kam, musste nicht mehr unten bleiben. Der Sohn des Bergarbeiters

konnte es zum Diplomingenieur bringen, die Tochter des Bauern zur Psychologin.⁷

Na bravo! Und wie gesagt, fifty-fifty stimmte das tatsächlich: Solos Bruder war tatsächlich Ingenieur, Dieters Schwester Betriebswirtin geworden. Indessen war der Aufstieg des einen Kindes mit dem Abstieg des andern erkaufte worden. Die SPD kann immer nur geben, was sie irgendwo wegnimmt. In diesem Fall fand die Umverteilung in ein- und derselben Familie statt. Der eine Sprössling hatte Glück, der andre das Falsche studiert. Eine brotlose Kunst. Eine „Geisteswissenschaft“! Herrje, das hatten die Bildungspolitiker nicht kommen sehen. So war eine Generation herangewachsen, deren beide Teile – die Karrieristen und die Aussteiger – für die Sozialdemokratie verloren gingen. Die einen wählten konservativ, die andern gingen nicht zur Wahl. Die guten Eltern mussten glücklicherweise nur letztere abschreiben.

Schauen wir nun nach Hochstadt. Schon bei der Begrüßung im Flur standen sich Bruns und seine Erzeuger ratlos gegenüber, während seine Schwester, die gar nicht versucht hatte zu studieren, aber ordentlich verdiente und schon verheiratet war, in der Küche den Streuselkuchen zerteilte. Wie durch einen dicken Wattefilter hörte Bruns, dass ihn der Vater wiederholt fragte, ob er einen Cognac wolle, nachdem er schon tausendmal zuvor an der gleichen Stelle des elterlichen

⁷ Dass einer, der statt unten im Schacht oben im Büro als Ingenieur arbeitet, buchstäblich aufgestiegen ist, kann niemand bestreiten. Aber steht auch die Psychologin, die als Personalchefin Leute heuert und feuert, über ihren Eltern, die den schönen Hof im Allgäu bewirtschaften?

Flurs mit Nein geantwortet (weil sein Magen keine starken Getränke vertrug) und das staunende Warum des alten Herrn überhört hatte.

Nochmals – ich war nie dabei, und Bruns hat kein einziges Sterbenswörtchen über diese Treffen verlauten lassen, trotzdem ist mir sonnenklar, wie es ablief, wie sich seine Mutter nah an die Schwester hielt und der Vater das Gespräch mit dem Schwiegersohn suchte. Man denke aber nicht, dass Bruns deswegen traurig war. Oder sagen wir lieber so: selbstverständlich war das Ganze traurig, aber nur dem Grundsatz nach. Es war nun mal nicht zu ändern, dass man sich fremd geworden war. Unter diesen Umständen konnte es Bruns recht sein, dass sein Beitrag zur Konversation in einem „ja gern“ bestand oder, seltener, in einem „nein, lieber nicht“, wenn er sich dazu äußern sollte, ob er noch ein Tässchen Kaffee wünschte oder ein Stückchen Kuchen oder ein Löffelchen Sahne etc. ...

Tatsächlich wurden sämtliche Portionierungen in der Verkleinerungsform angeboten. So wie in Märchen, die von den armen Leuten erzählen, stets nur von Schüsselchen gegessen und aus Becherchen getrunken wird. Bei den Brunsens war's immerhin Hutschenreuther Porzellan, das ohne Unterlass im Diminutiv herumgereicht, auch umgedreht wurde, damit der Prägestempel der Manufaktur zu sehn war. Das machte Umstände, brachte aber auch Leben in die Bude, da die Tischgesellschaft ständig in Aufruhr und Bewegung war. Immer war was zu holen, einzugießen und anzureichen. Außerdem war so ein Widerspruch zu lösen: der zwischen der Genügsamkeit der Nachkriegszeit, die den Eltern zur zweiten Natur

geworden war, und ihrer Gastlichkeit, die sich darin gefiel, permanent etwas anzubieten und sei es nur ein Stückchen Zucker. Hierauf hielt man sich viel zugute! Denn alle Kleinigkeiten, die auf Spießchen gesteckt und auf Tellerchen sortiert wurden, bezeugten den elementaren Unterschied zwischen der Großzügigkeit des städtischen Kleinbürgertums und dem Geiz der Landbevölkerung.

Über was sonst außer diesen kleinen Handreichungen hätte man sich bei Tisch auch unterhalten sollen? Und über die Malheurchen, die unweigerlich passierten, aber mit dem fortgeschrittenen Alter der Kinder an Dramatik verloren hatten. Gefahr ging nur noch von den Streuseln aus, die sich vom Kuchen lösten und samt anderer Krümelchen auf den Teppich fielen, wo sie unter grobe Füße gerieten und zertreten wurden. Eindringlich warnte Frau Bruns vor solch gedankenlos sich vollziehenden Kettenreaktionen, die ihr die Hausarbeit sehr erschwerten. Dann war es höchste Eisenbahn, ihre Backkunst zu preisen, die Zutaten zu erraten und die Ideen zu würdigen, die seit dem letzten Besuch zur Verschönerung des Wohnzimmers beigetragen hatten.

Oh ja, das Dekorative! Über nichts wurde mit solcher Entschiedenheit und Ausdauer geredet. Zwar könnte man einwenden, in einem Roman von Jane Austen sei auch von nichts Gescheiterem die Rede, doch wäre das nur die halbe Wahrheit. Wenn ich mich recht an die Verfilmung von *Pride & Prejudice* entsinne, stimmten die Mitglieder der Familie Bennet in ihren ästhetischen Interessen überein, im Unterschied zu den Brunsens, wo der Name John Coltrane nicht

den geringfügigsten Wortwechsel ausgelöst hätte. Außerdem waren die Unterhaltungen der Bennets durchtränkt von einer existentiellen Thematik – den Verlobungen und Entlobungen ihrer Töchter. Hingegen wurde bei den Brunsens die Trennung von Traudel kaum eines Satzes gewürdigt. Herr und Frau Bruns wollten nicht wahrhaben, dass das Leben des Sohnes von dem ihrigen grundverschieden war, und darum nicht allzu genau über seine häuslichen Verhältnisse unterrichtet sein.

Das moderne Single-Dasein, wilde Ehen, das Hausen in Wohngemeinschaften (Leben konnte man das ja nicht nennen, wenn keiner putzte und für Ordnung sorgte) – all das war für sie allenfalls als vorübergehender Zustand erträglich. Akzeptabel war es jedenfalls nicht und konnte auch keinem erzählt werden, keinem Nachbarn und keinem Verwandten. Am besten ignorierte man die heillose Angelegenheit. Bruns' Eltern hofften, dass missliche Tatsachen in dem Maße verblassen, in dem man sie bagatellisiert. Nun heißt es freilich auch, geteiltes Leid sei halbes Leid, doch wie sollte Bruns seine Probleme mit Menschen teilen, die sie nicht ernst nahmen? Die bloß mit der Schulter zuckten, als sie erfuhren, dass er dieses katholische Mädchen endlich los war.

Da die Töchter und Söhne des mächtigen Häufleins sich von ihren Eltern nicht verstanden und diese sich von ihrer undankbaren Brut nicht gewürdigt fühlten, traf man sich auf halbem Weg, indem die alten Herrschaften ignorierten, dass ihre Kinder erwachsen waren, und diese sich den Eltern verschlossen. Die direkte Folge war, dass Bruns und seine

Freunde daheim verstummten. Praktischerweise fiel das kaum auf, da das Mitteilungsbedürfnis ihrer Mütter von dem Tag an zugenommen hatte, an dem die Kinder aus dem Haus gegangen waren.

Wie gesagt, man traf sich auf halbem Weg, und es blieb bei dem wenigen, was man sich zu sagen hatte, bei Halbwahrheiten – aus Rücksichtnahme und Bequemlichkeit. Überdies bekamen die Possessivpronomina einen falschen Beigeschmack. Mein Sohn oder deine Tochter, das klang mit den Jahren immer unvertrauter. Erst recht mein Vater. Ausnahmen gab's natürlich. Herr Teste war so eine, da er behauptete, zu seiner Mutter ein unverkrampftes Verhältnis zu haben. Sie habe ihn allein groß gezogen und sei immer eine Frau aus dem Volke geblieben! Es ließ sich eben hie und da noch ein Rest Anhänglichkeit finden, änderte aber nichts daran, dass Eltern und Kinder keine gemeinsamen und erst recht keine mächtigen Häuflein bildeten, sondern schütterere Maulwurfshügel, die einsam auf der Wiese thronten und nur durch unterirdische Gänge miteinander verbunden waren.